

(Nachdruck verboten.)

84] Das tägliche Brot.

Roman von C. Viebig.

17. Kapitel.

Den Montag traute sich Mine nicht auf die Straße, sie war froh, daß nichts einzuholen war. Sie glaubte, alle Augen mühten sich auf sie richten, die Steine, auf die sie trat, wie Nadeln stechen, die Späßen von den Dächern immer nur das eine schirpen: „Wohin mit dir?“

Die früher so Vorsorgliche dachte nicht daran, ihre Sachen zu packen; alles hing umher in der niedlichen Mägdestube, in welche die Frühlingssonne freundlich hinein schien. Ein heller Glanz vergoldete die Wände und spielte ihr übers Gesicht, als sie auf dem Bettrand kauerte und stumpfen Blicks ins Leere stierte.

Es war still in der Wohnung, die junge Frau von ihrer Mutter für den ganzen Tag abgeholt; auch Herr Diek aß bei den Schwiegereltern. In all ihrer stumpfen Versunkenheit empfand Mine es doch: sie wollten nichts mehr mit ihr zu tun haben, sie taten, als sei sie schon fort!

Ans sorgsame Aufpassen gewöhnt, horchte sie unwillkürlich jeden Augenblick auf den hellen Ruf der jungen Frau — ach, es war nur der Kanarienvogel, der drinnen im Wohnzimmer nach Futter schrie! Da stand sie auf, um ihm seinen Mühsamen zu geben.

Und dann machte sie sich daran, ihre Küche zu säubern, als sei das seit Monaten nicht geschehen; kein Gerät, das sie nicht scheuerte, keinen Kessel, den sie nicht blank putzte. Sie feiste die Wände ab. Sie sollten wenigstens nicht sagen, daß sie dem neuen Mädchen etwas schmutzig hinterlassen. Weber der Arbeit vergaß sie sich ein wenig und spiegelte sich in den blanken Ofentüren, bis es sich auf einmal wieder wie mit Niesenlast auf sie wälzte: Wohin?! —

Übermorgen mußte sie fort — wohin — —?!

Sie hielt es nicht aus, eine Todesangst beklemmte ihr die Brust. Die Stille der Wohnung war wie ein Grab, sie lag darin, und kein Mensch fragte mehr nach ihr. Es trieb sie zur Reschke.

Als es dunkelte, erschien sie im Keller. Die Reschke ging gerade im Laden herum und begoß den welkenden Spinat und die Rhabarberstengel.

„Manu,“ sagte sie und setzte die Gießkanne unsanft nieder, „wat willst denn!“ Sie war sehr schlechter Laune, der Kopf tat ihr weh von dem „Mosel“ am gestrigen Abend, und — was viel schlimmer — Herr Ladewig hatte sich trotz allem noch nicht erklärt.

Mine warf einen scheuen Blick umher: sie waren allein. Da faßte sie der Tante Hand und stammelte, Röte der Scham auf dem fahlen Gesicht: „Wohin —?! Tante — helfen Sie mir — ich wech nich, wo ich hin soll — bald is's so weit!“ Sie glaubte in den Boden sinken zu müssen, als es heraus war.

Wider Erwarten blieb die Reschke ganz ruhig und sagte bloß: „Manu wird's Tag,“ und zog die Augenbrauen hoch. Und dann im Ton der Befriedigung: „Da habe ik mal wieder recht jehatt! Habe ik schonst lange jemerkt.“

„Tante, Tante, was soll ich machen?!“

„Machen?! Da is nisch zu machen. Jeh nach Hause! Na ne, freuen werden se sich jrade nich; aber sei froh, dekste ieberhaupt nach Hause jehn kannst.“

„Nach Haus —?! Ne, ne!“

Die Reschke zuckte die Achseln. „Na, denn — det's ja 'ne scheene Jeschichte! Siehste woll, det kommt dervon! Wart, wenn de meine wärst, die Dreschel Schäm der!“ Sie nahm wieder die Gießkanne auf und sprengte rings umher. „Wat det Gemüse jeh rasch welkt! Morjens aus de Halle geholt, abends futsch. Wer mecht reeneweg verzweifeln!“

„Tante!“ Mine hielt sie am Kleid fest, eine furchtbare Hoffnungslosigkeit packte sie plötzlich, und mit der Hoffnungslosigkeit kam die Verzweiflung — wenn die hier sie auch im Stich ließ?! Die durfte sie nicht im Stich lassen, die mußte ihr helfen!

Der Reschke wild in das gleichgültige Gesicht blickend, schrie sie auf: „Du mußt mer helfen!“ Sie hatte sonst immer „Sie“ gesagt, jetzt sagte sie „Du“ — die war ja doch die Nächste dazu.

„De mußt!“

„Manu, mußt —?!“ Frau Reschke machte sich unsanft frei. „Bin ik derfor da, die liederlichen Frauenzimmer Vorjchub zu leisten?! Jä bin 'ne anständige Frau, ik bemenge mir nich mit so wat.“

„Tante!“

„Tante?! Ne wat! Laß mer ungeschoren! Habe ik Dir nich immer gesagt: halte Der ordentlich! Aber ne, rumjcalbert muß werden mit die Kerle, alle Sonntag, immes Bläsier, keene Erziehung, keen Uffichhalten, keene Reellität, keene —“ sie schnappte nach Luft, nach und nach hatte sie sich in Wut geredet. „Komm Du mir man bloß! Habe ik Dir nich uffgenommen wie mein leiblichtet Kind, Dir 'ne anständige Stelle verjorjt, Dir vermahnt?! Aber ne, raus und los wie 'ne Wilde. Dir 'nen Knuck an Deine Verwandten jeseheert. Un nu, wo Dich's Wasser an de Kehle fikt, kommste anjeloofen: Tante hinten un Tante vorn. Jawoll, hat sich wat! Sieh, wie De nu alleene fertig wirst, jeh mir nisch an. Jä sage Dir, reene jar nisch!“ Ohne Laut hatte Mine zugehört; sie stand da wie vernichtet, den Kopf tief gesenkt, die Arme schlaff herunterhängend.

„Wie De nu dastehst! Wie 'n armer Sünder. — Wer is's denn?“ fragte die Tante jetzt etwas milder. „Hat er denn wenigstens wat?“

Keine Antwort.

„Na, ik jeh schonst, en Herr Habenichts! Det kann ja niedrig wer'en. Na, so dumm! Denn sieh man zu, dekste ins Scharreke kommst, da haste't wenigstens umsonst.“

In die Charité —?! Ein Schauer überlief Mines Gestalt — dahin, wo die jungen Doktors lernen?! Hatte ihr nicht schon die blasse Minna davon erzählt, und andere Mädchen auch?! Sie sprachen davon nur im Flüsterton, mit ängstlich emporgezogenen Augenbrauen. Dahin — wo sie alle einen begudnen durften?! Das Entsetzen schüttelte sie, abwehrend streckte sie die Hände aus.

„Ne, ne, dahin geh ik nich! Hilf mer doch, behalt mer doch hier! Tante!“ Sie packte die Reschke bei beiden Handgelenken und rüttelte sie mit aller Macht. „De mußt mer hier behalten!“

So rasch ließ sich die Reschke nicht einschüchtern, mit einem Ruck befreite sie ihre Hände. „Manu, wat fällt Dich denn in? Brustkrank, wat? Jä wer man Reschken rufen, der wird Dich schonst den Standpunkt klar machen.“ Schon erhob sie die Stimme: „Resch — —!“

Rasch legte sich Mines Hand auf ihren Mund. „Still,“ sagte das Mädchen eigentümlich heiser. Und dann mit einer nicht mißzuverstehenden Bedeutsamkeit: „Artur!“

„Artur — mein A — —?!“ Der Mund blieb der Reschke vor Schreck offen.

Mine nickte. Sie sahen sich an mit weitausgerissenen Augen, mit bleichen Mienen und zuckenden Lippen.

Jetzt schrie die Reschke auf, die Erstarrung von sich abschüttelnd: „Artur?! Det unschuldige Kind?! So'n Schwindel!“ Sie auf Mine stürzend, packte sie sie vorn am Hals und schüttelte sie hin und her. „Du unterstehst Der — mein Artur — ik wer Der lehren — so 'ne Niedertracht — so 'ne Kuntreiber'n! Uf de Polizei mit je — Reschke, Reschke!“

Eine Flut von Schimpfworten entströmte ihrem Mund. Da floh Mine.

Sie konnte nicht rasch genug die Kellertreppe heraufkommen; noch toste der Wutschwall hinter ihr drein. Bis auf die Straße verfolgte sie das Geschrei.

Die Füße versagten ihr den Dienst, die Knie knieten ihr ein, ihr war, als sollte sie zusammenbrechen. Da fühlte sie sich am Arm gefaßt.

„Jeh geh ja schon,“ stammelte sie erschrocken.

„Mine!“

Das war Gretes Stimme! Heut klang sie ihr wie Musik. „Willste mit mer jehen, in de Bahnstraße, in den Saal? Komm doch! Komm!“

Willenlos ließ sich Mine leiten. Durch die herein-

brechende Frühlingsnacht ging sie, wie im Traum, an des Kindes Hand.

Jetzt pfiß es gellend. Sie gingen unten am Bahnkörper entlang, oben raste der Zug, die Maschine schnauzte, mit zwei glühenden Augen stierte das Ungeheuer in die Nacht. Mine stieß einen Schrei aus -- jagte es nicht ihr nach, packte es nicht sie und zermalnte sie unter seiner Wucht?! Sie war ganz verwirrt.

Nun kamen sie an einem Zaun vorüber, nun an ein Türchen. Hier war es schwer finden, aber Grete kannte sich aus. Durch das Pförtchen, das eine trüb brennende Laterne kaum erkennen ließ, schritt sie sicher hinein in einen langen dunklen Gang zwischen hohen Bretterwänden; ihr Fuß stieß an keinen Stein, faust und doch unwiderstehlich zog sie die Cousine mit fort.

Mine sagte kein Wort. Wohin -- ach, das war ihr jetzt gleichgültig; nur irgend wohin! Sie fühlte sich so verlassen, so jämmerlich, wie noch nie in ihrem Leben.

Der Gang war zu Ende, und da, zwischen den aufgestapelten Borräten eines Holzplatzes, zwischen verräucherten Mauern düsterer Hintergebäude, helle Fenster, gleich freundlichen Augen in die Finsternis strahlend.

Gesang schallte ihnen entgegen, begleitet von den klappernden Akkorden eines alten Klaviers. Aber der Gesang überlötete die Begleitung, mächtig brauste er dahin in einem marschmäßigen Rhythmus und endigte in schallendem Händeklatschen.

"s hat schon angefangen!" Grete stieß Mine vor sich her, in zitternder Begier, ja nichts zu verjäumen. "Eil Der!"

Vor dem Eingang grüßte sie lächelnd ein blondes Mädchen in Heilsarmetracht: "Halleluja!" Die sonst so scheue Grete begrüßte es vertraut.

Sie traten ein. Warm quoll es ihnen entgegen; der Saal war überfüllt.

(Fortsetzung folgt.)

Neptun, der jüngste der Planeten.

II.

Das Resultat seiner Rechnungen über die von Jupiter und Saturn auf Uranus ausgeübten Störungen veröffentlichte Leberrier im November 1845 in den Pariser "Comptes rendus". An der gleichen Stelle ließ er im Juni 1846 eine zweite Veröffentlichung folgen, in der er die weiteren Ergebnisse seiner Arbeit kurz mitteilt und darauf hinweist, daß im Anfang des Jahres 1847 der gesuchte Planet ungefähr eine Länge von 325 Grad haben müsse, und daß der Fehler dieser Angabe voraussichtlich kleiner als 10 Grad sein werde. Da von keiner Seite irgendwelche Nachrichten vorliegen, daß auf Grund dieser Veröffentlichungen nach dem Planeten gesucht worden sei, gewinnt man den Eindruck, daß den Leberrierischen Rechnungen kein rechtes Vertrauen entgegengebracht worden ist. Am 23. September 1846 erhielt Galle, damals Observator an der Sternwarte in Berlin, einen Brief von Leberrier, in welchem er ihm für die Zusendung einer Arbeit dankte und ihn zugleich aufforderte, an der oben bezeichneten Stelle doch nach dem vermuteten Planeten zu suchen. Der Planet werde schon an seiner Scheibe als solcher kenntlich sein. Die Auffindung erfolgte nach einer authentischen Darstellung Galles in den "Astron. Nachrichten" in der folgenden Weise. Da der Abend des 23. September klar war, machte sich Galle mit Zustimmung Endes daran, dem Wunsch Leberriers nachzukommen. Darrest, der damals als Volontär an der Berliner Sternwarte arbeitete, hatte gebeten, bei der Suche nach dem Planeten mit zugegen sein zu dürfen. Galle richtete das Fernrohr auf die von Leberrier angegebene Stelle des Himmels; es war an dieser aber kein Objekt zu sehen, das durch das Vorhandensein einer Scheibe als Planet kenntlich gewesen wäre. War dennoch ein Planet dort vorhanden, so war er nur durch seine Bewegung gegenüber den Nachbarsternen, von denen er im Aussehen sich nicht unterschied, zu erkennen. Das weitere Nachsuchen mußte mit Hilfe einer Sternkarte vorgenommen werden. Darrest bemerkte, daß von dieser Gegend des Himmels vielleicht eine der damals im Erscheinen begriffenen Berliner akademischen Karten vorhanden sei. Tatsächlich fand sich auch in der Sternwarte eine solche Karte, die eben im Druck fertig geworden und noch nicht im Handel zu haben war. Nach einigen Vergleichen der Karte mit dem Himmel wurde ein Stern 8. Größe gefunden, der nicht in der Karte eingetragen war und sonach der gesuchte Planet hätte sein können. Es wurden sofort Messungen seines Unterschieds in Rektaszension und Deklination gegen einen benachbarten Stern vorgenommen und diese Messungen im Laufe der Nacht mehrfach wiederholt; auch Ende beteiligte sich an diesen Messungen. Innerhalb zweier Stunden war -- wenigstens nicht mit Sicherheit -- eine Bewegung des verdächtigen Objekts gegen den Fixstern nicht zu

konstatieren, so daß zu einer sicheren Entscheidung noch die folgende Nacht abgewartet wurde, die wenigstens teilweise klar war. Am 24. September konnte unzweifelhaft eine Bewegung festgestellt werden. Der Abstand beider Objekte hatte sich verringert. Der nicht auf der Karte befindliche Stern 8. Größe war also der gesuchte, von Leberrier rechnerisch vorausgesagte Planet. Daß man kein neues Glied der Asteroidengruppe vor sich hatte, sondern einen Weltkörper, der sich in weit größerem Abstände um die Sonne bewegte, ergab sich unmittelbar aus der geringen Bewegung, welche der neue Planet vom 23. zum 24. September ausgeführt hatte. Nach Leberriers Rechnung sollte derselbe in der Ekliptik stehen und am 23. September eine Länge von 324 Grad 58 Sekunden haben, die Beobachtung ergab eine Länge von 325 Grad 53 Sekunden und eine südliche Breite von 0 Grad 32 Sekunden, der Planet wurde also nur 1 Grad von dem für seine Stellung vorausberechneten Orte entfernt aufgefunden. Am 25. September wurde in Berlin bei günstiger Luft auch die Scheibe des Planeten wahrgenommen und auf etwa 2 1/2 Sekunden geschätzt; an der Scheibe wäre am 23. September der Planet aber auch bei sehr guten Bildern nicht zu erkennen gewesen. Ende schreibt wörtlich: "Eine Scheibe läßt sich erst erkennen, wenn man weiß, daß es sein wird."

Der neue Planet erhielt in Analogie mit der Bezeichnung der anderen großen Planeten den Namen Neptun.

Leberriers Name wurde durch die Auffindung des Neptun mit einem Schläge populär; die wissenschaftliche Gerechtigkeit erfordert es aber, die Tatsache zu konstatieren, daß der Ruhm der theoretischen Entdeckung nicht ihm allein zukommt, sondern daß er ihn mit dem Engländer J. C. Adams zu teilen hat. Unmittelbar nach der Auffindung des Neptun wurde bekannt, daß Adams, angeregt durch einen Vortrag von Airy ebenfalls eine Untersuchung der Uranusstörungen unternommen hatte und bereits im Oktober 1845 Elemente eines unbekannt, diese Störungen verursachenden Planeten abgeleitet hatte.

Gegenwärtig kennen wir auf Grund eines umfangreichen Beobachtungsmaterials die Elemente Neptuns mit der nämlichen Sicherheit wie die der anderen großen Planeten. Die halbe große Achse seiner Bahn beträgt 4490 Millionen Kilometer (gleich 30,054 Erdbahnhälbmessern). Dies entspricht einer Umlaufzeit von fast 165 Jahren, so daß er innerhalb eines ganzen Jahres seinen Ort am Himmel nur um etwa 2 Grad verändert. Seine Bahn ist, wie schon die ersten Beobachtungen vermuten ließen, nur ganz wenig von der Kreisform verschieden, die Exzentrizität beträgt nur 0,009. Die Bahnebene ist um 1 Grad 47 Sekunden gegen die Erdbahn geneigt. Die Masse Neptuns bestimmte Newcomb zu $\frac{1}{17000}$ der Sonnenmasse, und zwar aus der Umlaufzeit seines Satelliten; aus den auf Uranus ausgeübten Störungen fand Safford $\frac{1}{17000}$, also fast den gleichen Wert. In der mittleren Entfernung von der Erde erscheint Neptun als ein Scheibchen von 2,8 Sekunden; sein linearer Durchmesser würde hiernach etwa $4\frac{1}{2}$ mal so groß als der der Erde sein, also rund etwa 60 000 Kilometer. Wegen der Schwierigkeit der Messung so kleiner Scheibchen sind diese Zahlen aber etwas unsicher. Die Dichte des Planeten ist nur ein Fünftel von der der Erde, entspricht also ungefähr der des Wassers. Das Neptunscheibchen, das von bläulichweißer Färbung ist, läßt auf seiner Oberfläche keinerlei Details erkennen, so daß eine Bestimmung der Rotationsdauer bisher unmöglich gewesen ist. Eine Abweichung von der Kreisform hat sich bisher ebenfalls noch nicht konstatieren lassen; die Abplattung des Planeten müßte auch schon eine sehr erhebliche sein, wenn sie sich an einem so kleinen Scheibchen bemerkbar machen sollte.

Schon bald nach der Auffindung Neptuns, und zwar am 3. Oktober 1846, glaubte Lassell mit seinem 20füßigen Reflektor das Vorhandensein eines Ringes um denselben wahrnehmen zu können, ähnlich wie bei Saturn, wenn wir uns nahezu in der Ebene seines Ringes befinden. Nach Lassells Angabe wäre die Richtung des Ringes nahe mit der des durch Neptun gehenden Declinationskreises zusammengefallen. Im Januar des darauffolgenden Jahres berichtete auch Challis aus Cambridge, daß er den Ring, und zwar ungefähr in der gleichen Lage wie Lassell, gesehen habe. Er gibt sogar nach einer Schätzung das Verhältnis der Durchmesser von Ring und Kugel wie 3:2 an. Von anderen Beobachtern, auch aus neuerer Zeit und bei Anwendung mächtiger optischer Hilfsmittel, ist von einem Ringe um Neptun nichts wieder gesehen worden, so daß wir annehmen müssen, daß ein solcher in Wirklichkeit wohl nicht existiert, trotzdem namentlich Challis von der Realität seiner Beobachtung fest überzeugt gewesen zu sein scheint.

Von den großen Planeten ist Neptun der einzige, der nie dem freien Auge sichtbar wird; er erscheint immer nur von der Helligkeit eines Sternes 7. bis 8. Größe.

Von dem auf ihn fallenden Sonnenlichte reflektiert Neptun nach den Bestimmungen von G. Müller 0,52, also ungefähr den gleichen Teil wie Uranus. Man kann hieraus schließen, daß beide Planeten von einer Atmosphäre ungefähr gleicher Dichte umgeben sind. Die spektroskopischen Beobachtungen deuten mit ziemlicher Sicherheit darauf hin, daß auch die Zusammensetzung beider eine ähnliche ist. Um noch Frauenhofer'sche Linien im Neptunspektrum erkennen zu können, reicht seine Helligkeit nicht mehr aus; Vogel und vor ihm auch schon Secchi haben aber im Spektrum dunkle Bänder wahrgenommen, und nach Vogels Messungen sind sie als identisch mit denen im Uranuspektrum anzusehen.

Bereits im Oktober 1846, als er auch einen Ring um Neptun wahrzunehmen glaubte, bemerkte Lassell ein ganz schwaches Sternchen in der Nähe des Planeten, welches diesem zu folgen schien. Es gelang ihm jedoch erst im Juni des darauffolgenden Jahres festzustellen, daß Neptun wirklich von einem Trabanten umkreist wird. Dieser Trabant vollendet innerhalb 5 Tagen 21 Stunden 2 Min. 38 Sek. einen vollen Umlauf um seinen Hauptplaneten. Die halbe große Achse seiner Bahn beträgt 14,7 Neptunhalbmesser, ist also noch etwas größer als der Abstand des Mondes von der Erde. Die Form seiner Bahn ist nahezu kreisförmig. Die Bahnebene des Trabanten ist 35 Grad gegen die Ekliptik geneigt. Charakteristisch für ihn ist es, daß er sich um Neptun in umgekehrter Richtung wie die Planeten um die Sonne bewegt, also eine rückläufige Bewegung besitzt.

Edgar Allan Poe.^{*)}

Drei bedeutende Namen geben heute in unseren Augen der jungen werdenden Literatur der Vereinigten Staaten von Nordamerika im neunzehnten Jahrhundert das Gepräge: Poe, Emerson, Whitman. Poe war der Letzte von den Dreien; als die andern begannen, lag sein Leben bereits abgeschlossen, früh vernichtet. Gedichte und Erzählungen von ihm kennt man natürlich schon seit Jahrzehnten in Europa, aber recht eigentlich belannt und gewürdigt worden ist er erst in unserer jüngeren Gegenwart, im letzten Jahrzehnt, indes Emerson und Whitman sich ihr breites Feld in Europa schon im vorigen Jahrzehnt erobert haben. Ein Zufall ist das nicht: Emerson, der Denker, und Whitman, der Dichter, sind in ihren Werken von Gold und Eisen eng an die große Kulturbewegung gebunden, die das Amerika der Keuzzeit hat werden lassen; das machte dem Atem ihres Geistes auch den Weg nach Europa leicht und schnell frei. Poe, dessen Leben ganz der ersten Hälfte des Jahrhunderts angehört, hat zwar die Anfänge der neuzeitlichen Kulturbewegung noch erlebt und er hat auch gespürt, daß eine neue Ära geistigen Rit- und Tiefsehens beginne, aber sein Dichten hatte mit dem Kampf und mit den Idealen des Tages und der neuen Zeit nichts gemein, und so war ihm der Weg nach Europa erschwert. Er ist der erste echte und starke Künstler der nordamerikanischen Dichtung, einer, der die Kunst freimachen wollte von allen utilitarischen und moralischen Zwecken und der den Selbstzweck der Kunst in heiliger Ueberezeugung auf seine Fahne schrieb. So hat er warten müssen, bis in Europa verwandte Geister ihn erfahen und emporhoben. In Frankreich ist Charles Baudelaire sein Träger geworden, dieser Dhriler des Patriotismus, der ihn hymnisch verherrlicht hat, und in Deutschland ist mit dem Verstehen einer künstlerischen Persönlichkeit wie Baudelaire auch für Poe das Tor breiter aufgesprungen. Das naturforschende neunzehnte Jahrhundert hat auch dem Werke gedient, die Gesetze unseres physischen Innenlebens auszufähen. Hier hat Poe an der Arbeit des Jahrhunderts teilgenommen: er hat sich bis in die Abgründe des menschlichen Seelenlebens hineingewagt, das Objekt, das er beobachtete, war er selbst, und was er in den Tiefen erfuhr, das hat er in padender, Bewegung künstlerisch ausgedrückt. Wie keiner zuvor. Die Natur hatte hier ein Wesen geschaffen, in dem feinste seelische Blüte und seelischer Verfall zur Einheit verbunden lebten. Das hat man lange Zeit hindurch nicht begriffen. Am wenigsten begriff es die puritanische Kleinlichkeit und Engherzigkeit seiner Zeitgenossen. Nur eine, die Mutter seiner ersten Frau, die fühlte, was dieser Mann war, und sie hielt bei ihm aus, hoffte mit ihm, stützte ihn, wenn ihn die Verzweiflung und die Unglückseligkeit seiner Natur dem Saufteufel in die Fänge trieb, sie sorgte für ihn als sein guter Geist und hat sogar für ihn gebettelt. Denn die brutale Not des Leibes ist diesem Manne, der als ein unabhängiger Geist Eigenes und Neues zu sagen hatte, nicht erspart geblieben. Seine Streitbarkeit und sein Befremertrog sammelte Neid, Haß, Hut und Unfähigkeit der Kleinen und Unzulänglichen in Rudeln um sich her, und so hat er's erfahren, was es heißt, den Wolf von seiner Tür zu wehren, — dies Wort hat Poe selber von seinen Hungerzeiten gebraucht.

Man kann natürlich die Spuren seiner Zeit — der dreißiger und vierziger Jahre — aus Poe herauslesen. Er hat die junge Zeit der nordamerikanischen modernen Fabrikindustrie erlebt, das Drausen der ersten Eisenbahnzüge und das Wellenschlagen der ersten Dampfer. Er hat auch das giftig-schlimme Erzeugnis der neuen Gesellschaft, den modernen strupellosen Journalismus kennen gelernt, ist in seine Bahn hineingezwungen und von seinem Schmutz und Geifer bespritzt worden, zu Lebzeiten und nach seinem furchtbaren Tode — man las (1849) ihn als Betrüchteten von der Werft von Baltimore auf. Die Opiumdosis, die seine Nerven beruhigen sollte, hatte ihn niebergeworfen und er starb bald darauf im Hospital. Von jenem Journalismus ist wohl Abbildliches in Poes Dichtung geraten, nicht aber von den sozialen und politischen Bewegungen der Zeit. Er hat einmal das Straßengetriebe der modernen Welt-

stadt gezeichnet, in der Skizze: Der Mann der Menge. Ein unheimlich-großes Bild trüber, düsterer, unheimlich-lauerer Ruhelosigkeit gestaltet sich da, aber die soziale Seite dieses Bildes wird in den Hintergrund gedrängt und nur der visionär in menschlicher Gestalt geschaut verbrecherische Zustimt der Großstadt, der alle Gassen unheles durch Nacht und Tag hin absucht, fesselt Poes Künstlerinteresse. Was sich in den Vereinigten Staaten politisch abspielte, der Fortschritt in demokratischer Richtung, das zog ihn nicht in seine Bahn, es stieß ihn ab. Er hatte zwar in den Neuschlagen der Jugend zweimal an den Freiheitskämpfen in Europa teilnehmen wollen, einmal in den zwanziger Jahren wie Byron, der Dichterabgott seiner in England verlebten Schulzeit, an den griechischen Freiheitskämpfen, das andere mal 1831 am Aufstande der Polen. Freiheitskämpfe gab's in den Vereinigten Staaten vorläufig nicht auszufechten, nur wilde Partei- und Wahlkämpfe, und wie wenig die seine Reigung hatten, verrät wohl schon das Wort, das er den demokratischen Agitatoren anhing: Meute von Prariehunden. Was jene Zeit war, ist nicht aus Worten und Vorgängen in Poes Werken abzulesen, nur seine seelische Art scheint eine Spiegelung zu geben. Er zeigt etwa, wie die Kultur vor 1840 mit ungeheuren Ahnungen und werdenden großen Plänen entdeckerhaft schwanger ging, die einen mit festem Zielschauen, die anderen mit abenteuerlichem Wagnis und Umher-

Ein Literaturforscher der jüngeren Zeit, Louis Beß, sagt vom Dichten Poes geradezu: „es bereinigt alle Jüge der typischen Kontrastercheinungen des amerikanischen Wesens: wilde Romantik, tiefe Melancholie, überfeine Sensibilität, mythische Wanklungen und daneben harten, trohigen und starren Realismus und den Gang zum Schauerlichen und Grotesken.“ Neben solche Säge muß man aber wieder die Tatsache halten, daß zwischen Poes verfeinerter Art und der umgebenden Wirklichkeit ein breiter Abstand klaste. Man muß sich schon der Auffassung zuwenden, daß Poe nicht bloß aus dem amerikanischen Milieu seiner Zeit heraus zu verstehen ist. Er ist noch nicht amalgamiert, ist noch nicht typischer Amerikaner, trägt noch europäisches Erbgut umgewandelt in sich. Aus altnormannischen Geschlechte stammte Poe; in Irland war es anfänglich gewesen, ein Geschlecht von wilder, furchtloser Kampftüchtigkeit. Poes Großvater brachte es im nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege bis zum General, sein Vater heiratete eine Schauspielerin und starb schwindstüchtig wie seine Gattin in jungen Jahren, arm und elend. Edgar Poe, der nach der englischen Biographie am 19. Februar 1809 in Baltimore geboren war, wurde von einem reichen Grundbesitzer adoptiert, erst verhätschelt und dann, als er seine unbändige eigene Art zeigt, verstoßen und auf trockenen Sand gesetzt. So hat sein Leben früh Bruch und Riß erfahren, aber es hat auch früh den Kampf ums Brot gelernt. Eine Weile versuchte er's als gemeiner Soldat, aber er desfertierte bald und warf sich nun auf die Schriftstellerei. Sein erstes Büchlein — Gedichte — hatte er schon als Kriegsschüler von Westpoint veröffentlicht; das hatte aber nichts bedeutet. Jetzt — 1833 — gewann er den Preis, den ein Verleger für die beste Novelle ausgeschrieben hatte. Dieser Sieg riß einen schon Ertrinkenden auf festen Grund zurück. Für eine Zeitlang wenigstens. Immer wieder schwankt dieser Mann vom Festen ins Unfeste hinab. In wilder Lust, Geheimnis zu schauen, trieb er ein Spiel mit den Kräften seines Lebens und graufam spielte das Leben mit ihm. Die Frau, die er nahm, suchte an seiner Seite in jahrelang dauerndem Sterben dahin. Er war ein Quartalstrinker: er wehrte sich gegen den Alkohol mit äußerster Kraft und erlag dem Dämon immer wieder. Seine Feinde haben hier angelegt, als sie des Dichters Andenken schmähtlich besudelten, — sie hatten es sogar fertig gebracht, seiner schwerkranken Frau Schmähartikel gegen den Gatten ins Haus zu senden; aber aus der journalistischen Sphäre ist auch die Stimme gekommen, die sein Bild in reiner, unverzerrter Menschlichkeit gab. Poes Wesen war edel durchaus: er war ein Kämpfer, der auf sich stand, er bettelte nicht, kannte kein entgegenkommendes und kein schmeichelndes Wort, sondern arbeitete und war als Arbeiter der fleißigste, gewissenhafteste Mensch, der jede übernommene Pflicht mit Hingebung erfüllte, auch wenn sie zu seiner Bedeutung in keinem rechten Verhältnis stand.

Poe hat sich ans Werk gemacht, die Literatur der Vereinigten Staaten zu revolutionieren. Besser gesagt: das, was vorgab, Literatur zu sein, über den Haufen zu blasen. Denn eine eigene Literatur, in der künstlerische Grundfäße herrschten, gab es noch nicht. Die Bemerkung trifft zu: der Journalismus sei in den Vereinigten Staaten älter als die Literatur. So ist er imstande, ihre Form und Farbe mitzubestimmen, und auch Poe hat sich dem Kampf ums tägliche Brot in mancher Arbeit gefügt. Um von seiner Art die Brücke zum Publikum zu schlagen, trieb er seine Grotesken oft ins maßlose. Die Vorliebe für das Seltsame, Geheimnisvolle, Schreckliche war nicht nur und auch nicht zuerst bei Poe. Auch sein Zeitgenosse Hawthorne hatte sie; den nannte man geradezu: den Novellisten der Verdrehten. Und sie findet sich schon im 18. Jahrhundert. Es war ein amerikanischer Zug, den Poe nun nach einer neuen Seite hin entfaltete. Das eigentliche Merkmal der amerikanischen Dichtung ist die Herrschaft der puritanischen, frommen und lehrhaften Art. Die nicht sich in der kampfschweren Zeit der werdenden politischen Selbständigkeit mit patriotisch-politischen Klängen, und sie ist in aller Naturpoesie, in aller von idealen Empfindungen getragenen Dichtung deutlich zu erkennen. Die großen Engländer der

^{*)} Eine kritische deutsche Ausgabe, die außer dieser ausführlichen Biographie die Gedichte und die Erzählungen umfaßt, erschien unter der Redaktion von H. und A. Wöller-Brud im Verlage von J. C. C. Bruns in Minden. Die Erzählungen und Novellen sind in Auswahl sowohl in Reclams Universal-Bibliothek, wie in Penders Bibliothek und Meyers Volksbüchern enthalten.

Kleines feuilleton.

Technisches.

Vergangenheit. Milton und Shakespeare, wirkten herüber, und ein Dichter wie Longfellow, der Zeitgenosse Poes, bedeutete, daß die junge Literatur der Vereinigten Staaten mit großer Gewandtheit die neue europäische Dichtung nach Inhalt und Formen aufzog. Hier hat nun Poe mit rebellischer Kritik eingegriffen. Sein Kampf ging gegen das Nichtverstehen dessen, was Aufgabe der Dichtung, was dichterische Stimmung ist, gegen die „falsche Doktrin des Didaktischen“, gegen die Auffassung, ein Gedicht habe einen moralistischen Zweck zu erfüllen, und nach dieser Moral sei sein Wert abzuschätzen. Sein Spott trifft den lächerlichen Stolz, der sich brüht, das Fremde, Entlebte so zu nachahmen zu können, und scharf pfeift seine Peitsche über den Gegner hin. Aber er hegte die Meute der Herrschenden nur um so mehr auf sich los. Er sah die Leute, die nur Talente und artistisch gewandte Handwerker waren, mit Ruhm, Gunst und Glücksgütern überhäuft, indes er in der Tiefe darben mußte. Das hat manchem seiner Kampfworte eine Härte gegeben, die vom Ziele nicht gerechtfertigt war, hat manchen seiner Kampfgedanken übers Ziel hinausgehen lassen, aber das kam wohl daher, weil er in der Elftase des Kampfes mehr das Ganze sah, dem der einzelne zugehörte, den er gerade vor der Klinge hatte. Daß er später — z. B. Longfellow gegenüber — sein da und dort nicht scharf und gerecht genug geformtes Urteil aufs rechte Maß zu bringen suchte, zeigt, wie edel dieser Kämpfer war. Wie schneidig der Kämpfer war, wie er seine Klinge in einem Augenblick zu einer ganzen Reihe von Hieben und Stößen bewegen konnte, davon zeugen die literarischen Streitschriften Poes. Des Dichters Gegner sind eifrig und nicht ohne Erfolg bemüht gewesen, sie als langweilig und unbedeutend hinzustellen. Gegen ihr Urteil mag man dann Spielbagen zittern, der über den Kämpfer Poe in helles Entzücken geraten konnte.

Poe, der die Forderung stellte: der Künstler solle vom eigenen Leben zeugen, hat bestig erregt die Behauptung zurückgewiesen, er habe sich von dem deutschen Romantiker E. T. A. Hoffmann die Vorliebe fürs Mystische, den geistigen Gehalt seiner Schredens- und Angstvisionen geholt. Der schon erwähnte Bez sagt: „Jene erschütternden Schredens- und Angstvisionen hat er durchgelebt, sie fliegen aus seiner armen, kranken und gequälten Seele empor. Sein jammervoller Lebenskampf gab sie ihm ein — die Lebenstragödie, die er in seiner Erzählung „William Wilson“ in schrecklicher Wahrheit gebildet.“ Das Absonderliche, das von Blut wegen in ihm war, ist durch dieses Leben ganz und gar zur physischen Ausnahmeseinung geworden, und die hat er geschildert. Seinen ganzen Menschen hat er in den Dienst dieser Aufgabe gestellt, in der er eine neue Erkenntnismöglichkeit der Zeit sah. In sich selber grub Poe nach Enthüllungen. In der berühmten, schwindelerregenden Erzählung vom Maelstrom heißt es mitten in der furchtbarsten Todesjagd der mit dem Schiff in den Strudel geratenen Schiffer: „Ich empfand wirklich einen Wunsch, seine Tiefen zu unteruchen, selbst auf Kosten des Opfers, das ich dabei brachte.“ So hat er mit gepeinigter Begier sein eigenes seelisches Dasein durchforcht. Er hat grauenvolle Dinge erlebt und geschildert, und sie vollziehen sich nicht in willkürlichen, phantastischen Sprüngen, sondern gleichsam in gesetzmäßiger Folge. Darin unterscheidet sich Poe scharf von Hoffmann, der seinen Gespenstern eigenes poetisches Leben gab und damit noch ganz im alten naiven Märchenstil schuf. Poe hingegen ist Neuzeit. Sein Verleger Graham sagt von ihm, er sei ein Anbeter des Verstandes gewesen, habe danach verlangt, die Kraft zu begreifen, die die Sterne bewegt, und seine Seele in den Träumen der Seraphim zu haben. Zu einem Traum im Traume sei ihm das Leben geworden, hat Poe selbst gesagt. Diese Bewegung seines Empfindens vom Geiste her gibt seinen Erzählungen wie seinen Gedichten ihre mitzwingende Kraft, aber auch die merkwürdige Kälte, die eine volle Illusion nicht werden läßt. Walt Whitman empfand diesen Mangel an Herzensregung in Poes Gedichten; „glänzend und blendend, aber ohne Wärme“, nennt er sie. Eine Zeit, in der der Pessimismus stark war, hat dem Gedichte Poes „Der Rabe“ Weltraum gegeben. Auch dieses große, seltsame Gedicht mit dem dumpfen Stropfenausklang Nimmermehr offenbart jenes Wesen Poescher Dichtung. Der Rabe, der in des Dichters Zimmer geflogen ist und droben auf der Pallasthür sitzt, krächzt dem Fragenden alle und die letzte Hoffnung aus der Brust: all dein Fragen ist eitel, du wirst nicht verstehen, wirst nicht wiedersehen, wirst den Dämon nicht verlieren von deiner Seite, nichts Schönes mehr ist dir gegeben, nur das Trauen und Entsetzen gähnt aus der Zukunft her. Und doch hat Poe nicht gewollt, daß man bei seiner Dichtung frage: Was soll damit gesagt sein? Er wollte nichts lehren, wollte nur lebendige Dokumente seines Empfindens und Seelenschauens geben. Das war die Schönheit, die sein Künstlerwille suchte und forderte.

Man darf darauf hinweisen, daß in Poes Erzählungen all die Züge einer Literatur sich finden, die nachmals die große Lesewelt diesseits und jenseits des Ozeans leicht eroberte: die phantastisch-naturwissenschaftlichen Erzählungen Jules Vernes, die wilden Humoresken Mark Twains, und selbst die Kriminal- und allerneueste Detektivgeschäfte. Aber man hüte sich, das Kleid für Körper und Seele zu nehmen. Poe ist mehr als all seine Epigonen, er ist der Künstler, und den soll man in seinen Werken suchen und finden. Das andere ist Fabel und Verflüchtigung am Allerheiligsten.

D.

Fernschreiber. In einem Berliner Warenhaus führt augenblicklich Professor Cerebotani seinen neuen Fernschreiber oder richtiger Ferndrucker vor, der den mehr originellen als geschmackvollen Namen „Qui quo libet“ trägt. Der Apparat scheint tatsächlich, wie der kleine bewegliche Erfinder, bei dem an den Priester nur noch seine violette Halsbinde erinnert, immer wieder betont, ein „Mirakel der Einfachheit“ zu sein. Der Apparat kann ohne weiteres an jede private oder öffentliche Fernsprechleitung angeschlossen werden. Er trägt eine Kabinatur, deren Tasten wie bei einer Schreibmaschine die zu entsendenden Buchstaben usw. zeigen. Durch Niederdrücken einer solchen Taste wird auf einem fortlaufenden Streifen der der niedergebrückten Taste entsprechende Buchstabe sowohl in der Geberstation als auch in der Empfangsstation sichtbar. Der Apparat ist ohne weiteres sofort gebrauchsfertig und kann auch ohne jede Fertigkeit einer Person Sendungen aufnehmen. Bei den vorgeführten Modellen kann man bei einiger Uebung 120 Buchstaben in der Minute abschicken, was für normale Zwecke als vollkommen ausreichend zu bezeichnen ist. Man kann, während der Apparat arbeitet, auf derselben Leitung gleichzeitig telephonieren, so daß es, wenn ein Teilnehmer solche Apparate angeschlossen hat, möglich ist, sowohl telephonisch als telegraphisch mittels derselben Linie mit einem zweiten Teilnehmer, der gleichfalls einen solchen Apparat besitzt, zu verkehren.

Das Prinzip des Apparats besteht darin, daß beim Niederdrücken einer Taste der Linienstrom unterbrochen wird, und ein Typenrad, auf dessen Umfang sämtliche Buchstaben, Zeichen usw. angeordnet sind, unter dem Einflusse einer Federkraft sich so lange dreht, bis der der gedrückten Taste entsprechende Buchstabe dem Papierstreifen gegenübersteht. Wenn die Taste losgelassen wird, stellt sich unter dem Einflusse verschiedener elektrischer Ströme das Typenrad wieder in die Anfangsstellung ein, und es kann ohne weiteres der nächste Buchstabe gedruckt werden. Dieser Vorgang spielt sich gleichzeitig in der Geber- sowie in der Empfangsstation ab.

Es gibt bereits eine Reihe von Konstruktionen von Ferndruckern, wie der Apparat von Siemens u. Halske und andere, die aber alle viel komplizierter sind als der Apparat von Cerebotani. Wie wir uns selbst überzeugen konnten — und zwar sowohl an zwei in demselben Raum aufgestellten Stationen, als auch an zwei in verschiedenen von einander ziemlich entfernten Filialen des Warenhauses angeschlossenen Apparaten — arbeitet dieser vollständig sicher. Ebenso ist der bekannte Wörfentelegraph, bei dem von einer Zentrale aus verschiedenen Empfangsstellen gehypte Nachrichten übermittelt werden, nicht mit dem Qui quo libet zu vergleichen.

Professor Cerebotani hat auch auf dem den Fernschreibern verwandten Gebiete der Telautographie Erfolge zu verzeichnen gehabt, da mit seinem „Faksimil-Telegraphen“ auf der Linie Berlin—München bemerkenswerte Resultate erzielt werden. Bei diesen Telautographen handelt es sich nicht wie bei den Ferndruckern um Druckzeichen, sondern Strichzeichnungen, Handschriften usw., auf telegraphischem Wege zu übertragen. Bei den Telautographen schreibt man mit einem Griffel an der Geberstation; die Bewegung des Griffels wird in elektrische Ströme umgesetzt, die am Empfangsorte wieder in mechanische Bewegung von Griffeln usw. verwandelt werden, so daß dann die Schrift oder Zeichnung usw. auf der Empfangsstation reproduziert wird. Den größten Erfolg hat mit solchen Telautographen Organna mit seinem in Berlin bereits mehrfach vorgeführten photographischen Empfänger gehabt. Auch dieser Apparat soll ebenfalls an Telephonleitungen angeschlossen werden können. Ebenso kann die an dieser Stelle bereits beschriebene Kornsche Lichttelegraphie für telautographische Zwecke benutzt werden.

Der von Cerebotani vorgeführte Apparat zeichnet sich aber allen diesen Apparaten gegenüber dadurch aus, daß es keinerlei Vorbereitungen, Einstellen usw. bedarf, um mit ihm zu arbeiten, daß er von jedem bedient werden kann und wenig Teile (keine Motoren usw.) besitzt, also, falls seine Herstellung nicht durch hohe Lizenzen belastet wird, verhältnismäßig billig sein wird. Er scheint dazu berufen, in großen Betrieben besonders neben dem Telephon eine bedeutende Rolle zu spielen, da er ja eine schriftliche Fixierung der Botschaft und eine Aufnahme in Abwesenheit des Empfängers gestattet. Der Erfinder behauptet auch, daß die zur Uebertragung erforderlichen Ströme so gering seien, daß mit diesem Apparat ohne weiteres von Berlin nach Paris und umgekehrt gearbeitet werden kann. Ob diese Behauptung zutrifft, entzieht sich vorläufig der Kontrolle.

Merkwürdig ist es, daß der Apparat in einem Warenhause, das wohl für den Vertrieb solcher spezifisch technischen Einrichtungen nicht gerade berufen ist, vorgeführt wird, und daß sich unsere großen technischen Firmen der Sache bis jetzt nicht angenommen haben.

Esth.